



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, O. E.: Kursächsische Streifzüge : 1. Elbfahrt nach Mühlberg

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

allein, aber auch das ist lebendig und gescheit. So finden sich z. B. über die Lüsteleien von Hans von Marées und den Bienenfleiß seines Gönners und Interpreten Fiedler treffende Bemerkungen, die noch ein wenig weiter zu führen und auf Böcklin (dem ja auch die Bienen nicht gefehlt haben) anzuwenden allerdings dem Leser überlassen wird. Oft fragt man sich: Was hätte hierzu der Alte gesagt? Oft auch, ob dies und das auch nur Floerke so veröffentlicht haben würde. Nicht weil es meistens Aphorismen sind, denn solche ermüden und langweilen nur dann, wenn sie nichts Positives enthalten, diese aber enthalten immer etwas. Wir meinen auch nicht etwa, Floerke hätte untergeschoben, vielmehr scheint uns alles sehr in Böcklins Geist und Sinn gedacht zu sein. Aber die Unterhaltung geht auf Kosten Dritter, z. B. „Habemus papam, sagen die Herren Muther und Helfferich. Wenn ihr wollt, so haben wir eine neue Kunst, sagten ihnen nämlich vorher die Herren Liebermann und Uhde“ — denen selbst man ihren Inhalt ja nicht mitzuteilen pflegt. Will man aber mit dem Drucke solcher Artigkeiten bis zum Tode aller Betroffenen warten, dann liest ein deraartiges Buch überhaupt kein Mensch mehr.



## Kursächsische Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meissen

### 1. Elbfahrt nach Mühlberg



ine Dampferfahrt auf der Elbe kann sich im allgemeinen mit einer Rheinfahrt nicht messen. Schon die Farbe des Wassers und die kühnern Gestaltungen der Berge, ferner der Hauch der Romantik, mit dem die Fülle geschichtlicher Erinnerungen die Rheinufer umkleidet, und nicht zuletzt auch das heitere, weinfrohe Treiben der Anwohner geben den Gestaden des Rheins einen Vorzug vor denen der „gelben“ Elbe, den kein Verständiger leugnen wird. Und doch ist auch die Elbe kein verächtlicher Strom. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl derer, die, auch nachdem sie an den wohnigen, von Burgen gekrönten Nebengeländen des Rheins und der Mosel geschwärmt haben, noch fähig sind, die bescheidenen Reize einer längern Elbfahrt mit Verständnis, ja teilweise mit Begeisterung zu genießen. Ich denke dabei nicht zuerst an die durch Steinbrucharbeit und übergroßen Zulauf etwas abgeblätterte Schönheit der felsigen Ufer zwischen Pirna und Herrnskretschchen, der sogenannten „Sächsischen Schweiz,“ deren etwas einförmige Bizarrierie überdies auch von der modernen Kunst und dem modernen Landschaftsideal weit abseits liegt,\*) sondern ich

\*) Interessant ist das Urteil, das ein so selbständiger Geist wie Zimmermann schon im Jahre 1831 über die Sächsische Schweiz gefällt hat, nachdem er sie vom Uttewalder Grunde bis zum Prebischthor durchwandert hatte: „Entweder Ausichten auf ein weites, zerklüftetes

habe vorzugsweise die in reichstem Wechsel landschaftlicher Formation aufragenden Uferberge des böhmischen Mittelgebirgs von Leitmeritz bis Tetschen im Auge, deren natürliche Reize durch die mannigfaltigsten Formen des Anbaus und der Befiedlung noch erhöht werden. Wer diese wunderbaren Szenerien bei guter Beleuchtung auf dem behaglichen Elbdampfer durchfahren hat, oder wer einmal an einem schönen Frühlingmorgen vom Gipfel der Hohen Wostroy oder im flirrenden Lichte des Mittags von der Dubitzer Kapelle bei Salesl oder bei den violetten Schatten des Sommerabends von der Ruine Rameik auf die Elblandschaft niedergeschaut hat, der wird unvergeßliche Eindrücke davon bewahren: es liegt manchmal ein italienischer Zauber auf dieser Landschaft, oft wähnte ich mich in die Sabiner- oder Volkerberge versetzt.

Auch die Elbfahrt von Dresden nach Meißen kommt immer mehr in Aufnahme. Den einen locken dabei die Ausblicke auf das weinbergumwänderte Willenmeer, das sich auf dem rechten Elbufer nimmehr schon bis über Coswig stromabwärts zieht, den andern die sanftgeschwungenen wiesen- und waldbedeckten Höhen, die den Strom auf dem linken Ufer begleiten, den dritten die schon bei Schloß Scharfenberg in der Ferne auftauchende Silhouette des Meißner Doms und der Albrechtsburg und die feinen Linien der bacchusgesegneten Sparberge. Aber über Meißen hinaus dringt nur höchst selten ein Fremdling auf der Elbe vor. Man meint, daß aller Reiz einer Elbfahrt mit den Giebeln und Türmen der alten Markgrafenstadt verfinke. Aber diese weitverbreitete Meinung ist, wie so viele andre, nichts als ein Vorurteil. Uns soll es nicht kümmern; wohlgemut besteigen wir am Nachmittag eines sonnigen Sommertags in Meißen den Dampfer zu weiterer Thalfahrt hinunter bis zur Grenze unsers menschenwimmelnden Sachsens und darüber hinaus in alt-sächsisches, jetzt preussisches Land; auch da giebt es liebliche Landschaftsbilder und Schaupläze einer tausendjährigen, reichbewegten Geschichte.

Raum hat der Dampfer die „Knorre,“ eine unterhalb Meißens quer durch das Strombett liegende, für die Schifffahrt gefährliche Granitbarre, passiert, so winkt links aus Nußbaum- und Pappelwipfeln die einzige noch ungeborsne Wand der romanischen Kirche des ehemaligen Klarissenklosters „Zum heiligen Kreuz,“ dessen übrige Bautrümmern zwischen Gartenanlagen versteckt liegen. Dann folgt eine Uferlandschaft etwa desselben Charakters wie die zwischen Scharfenberg und Meißen: liebliche Auen zu beiden Seiten, darüber stattliche Höhenzüge, teils felsig, teils bewaldet, am Eingange der Seitenthäler wohlhabige Dörfer mit schlanken Kirchtürmen; vom Fuße des

Bergterrain mit hervorragenden Felshörnern in abgestumpfter konischer Form oder labyrinthisches Thal, mauengerade aufsteigender Sandstein, viereckte, ründlich abgewaschne Quadern, wecken- oder sackartig übereinandergetürmt. Das steht oft in solchen Spitzen, in so schmalen Wänden einzeln, gefondert in die Lüfte, daß man kaum begreift, wie es nicht längst hat zusammenstürzen müssen. In Zacken springt es vor, in Thoren und Schwibbögen hat es sich übergebaut; einzelne Stücke sind zu Thale gestürzt. Darüberhin wuchern Moos, Farnkraut, Gebüsch; darunter rauschen, springen, zerstäuben wüste Waldbäche. Neben diesem Felsgeripp schauerhafte Abgründe, mit der düstern Tanne und Fichte besetzt, deren schwarze Nadel die Melancholie der Szene vermehrt. Nirgends etwas Heiteres und Liebliches, die Natur bei aller Größe wegen der stumpfen Form matt.“ Von der Bastei schreibt Zimmermann: „Es ist etwas Außerordentliches, aber nichts Schönes, und wenn man es einmal gesehen, hat man es genug wie alle starken Effekte“ (Reisejournal II, Brief 10). Noch vor dreißig Jahren hätten wohl wenige diese Urteile Zimmermanns unterschrieben, neuerdings aber geben Tausende den sanften, beruhigenden Linien der erzgebirgischen Waldberge den Vorzug vor der felsigen „Romantik“ des obern Elbthals; ja auch die grüne Ebne des norddeutschen Flachlands und die braune Heide begeistert nicht nur die Worpsweder Maler, sondern zahlreiche Wandrer. So unterliegt auch die Wert-schätzung der Landschaft dem Zeitgeschmack und der Mode.

Golkwaldes schimmern das liebliche wein- und pfirsichbauende Diesbar und der vornehme Schloßbau von Seußlitz herüber, etwas weiter abwärts erglänzt auf einem mächtigen Felsen des linken Ufers die uralte Feste Hirschstein, einst eine starke Burg der Meißner Bischöfe. Eine dunkle Sage webt um die gewaltigen Mauern: hier soll im Jahre 1291 der Markgraf Friedrich Tutta, als er nach einer Jagd beim Bischof Withego rastete, von ihm mit vergifteten Kirschen bewirtet und infolgedessen plötzlich verstorben sein. Er wurde in dem gegenüberliegenden Seußlitz begraben, das damals eins der reichsten Jungfrauenklöster Mitteldeutschlands war, von dem aber außer der Kirche kaum eine Spur übrig geblieben ist.

Bald hinter Hirschstein werden die Uferhöhen niedriger und verflachen schließlich ganz und gar. Von Boritz und Münchritz an tritt langsam der Typus der niederdeutschen Landschaft hervor: weitgedehnte grüne Wiesenflächen umgürten auf beiden Seiten den geräuschlos dahinziehenden Strom; sie werden durch einzelne Baumgruppen unterbrochen, die bis aufs Gras herab belaubt sind. Über die grüne Fläche her erglänzt dann und wann das große Segel eines Elbkahns oder eine weiße behäbige Windmühle wie in Holland; bei Biegungen des Stromlaufs erscheint das Gewässer oft secartig, ein Eindruck, der noch verstärkt wird, wenn zufällig eine hoch mit Gras beladene Schaluppe, von einem kräftigen Weibe gerudert, an uns vorübergleitet; dann meint man wohl, an eine Bucht des Chiemsees versetzt zu sein. Luft und Licht sind hier und weiter abwärts, je mehr wir uns von der sächsischen Heimat entfernen, von besonderm Reize. Die Ruß und Geruch verbreitende Großindustrie des obern sächsischen Elbthals, die uns bis Meissen begleitete, liegt hinter uns, und die Brust dehnt sich im Genuß der reinen, weichen Luft, die durch das Wasser selbst an heißen Tagen in erträglicher Temperatur erhalten wird. Die Lichtwirkungen sind am schönsten am Spätnachmittag und bei Beginn des Sommerabends. Da ist die ganze Landschaft bald in goldnen, bald in blauen oder violetten Duft gehüllt; dabei zieht ein würziger Brodem vom Heu der nahen Wiesen oder von reisendem Getreide über das Verdeck; dann liegt die untergehende Sonne wie eine rotflammende Riesensäule im Grunde des Stroms. Und wenn gar erst der Vollmond heraufzieht und seine flimmernden Silberscheiben geheimnisvoll auf das leise rauschende Kielwasser des Schiffs legt, dann kannst du, schönheitsstrunknes Menschenkind, bei der sanften Musik und dem sprühenden Tropfenregen der Räder hier an der sächsisch-preussischen Grenze ebenso gut wie an den Nebengestaden von Bonn oder Koblenz mit Klopstock schwärmen:

Willkommen, o silberner Mond,  
Schöner, stiller Gefährt der Nacht!  
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!  
Schet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin — —

Und welche Stille und Einsamkeit auf dem Schiffe um solche Stunde! Da giebt es kein Schieben und Drängen eingepferchter Massen mit heulenden Kindern, wie in der Nähe der Großstädte, sondern allein mit einigen heimkehrenden Landleuten wanderst du ungestört auf dem Deck hin und her, wenn du nicht gerade den Sonntag eines nahen Bogelschießens oder einer Kirmeß zum Reisetag erwählt hast.

In Riesa auf dem linken Elbufer wird die ländliche Stille für wenig Minuten wieder durch stärkern Verkehr unterbrochen. Hier, an der Schwelle des norddeutschen Flachlands, begrüßen wir das erste niederdeutsche Städtebild. Wäre es noch eine Hanse, Riesa mit seinem weitausladenden Wasserturm und

seinem breit und trotzig aufragenden, mit hellgrünen Ziegeln gedeckten Kirchturme, mit seinen umfangreichen Hafens- und Quaianlagen und den zahlreichen im Strom verankerten Frachtkähnen müßte eine Hansestadt sein; es hat sich binnen wenigen Jahrzehnten aus einem unbedeutenden Landstädtchen in einen der wichtigsten Umschlagplätze des Elbverkehrs verwandelt und ist auf dem besten Wege, sich zu einem Klein hamburg auszuwachsen.

Von Miesä abwärts ist der Charakter der Landschaft wieder rein dörflich; hier und da erheben sich über den Weidenbüschen des Ufers breitwipflige Kronen mächtiger Linden und Pappeln, aus denen Türme und Erker, vor allem aber die ziegelroten Dächer ansehnlicher Herrnsitze hervorlugen. Dann erscheint wie eine Fata morgana über dem grünen Blachfeld die hochgieblige Kirche von Strehla und daneben das mit gewaltigen eckigen Türmen und Zinnen bewehrte Schloß, beide auf beherrschender Höhe. Das Strehlaer Schloß, seit sechs Jahrhunderten im Besitze der zum meißnischen Uradel gehörigen Familie von Pflugk, ist in seiner heutigen Gestalt in der Hauptsache ein Renaissancebau und zwar von so bedeutenden Dimensionen, daß es einem Thüringer Fürstensitze wenig nachgiebt; doch enthält es auch viel ältere, burgähnliche Bauglieder und geht in seiner Geschichte bis in die ersten Zeiten deutscher Siedlung zurück. Es ist auf einem gewaltigen Granitfelsen gegründet und wird schon zu Ottos des Großen Zeiten als Burgwarte erwähnt. Damals waltete der gewaltigste aller Slawensieger, der finstere Markgraf Gero, der uns in seiner Wildheit und Tücke wie ein zweiter Hagen aus dem Nibelungenliede erscheint, als *dux et marchio* wie am ganzen *limes Sorabicus*, so auch im Gau *Dalaminzi* an der Elbe. Seine Faust lag hart auf den Saphanen der Elbdörfer, er streckte sie aber auch auf die Lausitzer aus und drang bis über die Oder vor, um den Polenherzog Miesko zur Huldigung zu zwingen. Ein Menschenalter nach seinem Tode ist die ganze Situation zu Ungunsten der Deutschen verändert; schwarzhaarige polnische Pfeilschützen und Spießreiter tranken ihre Roffe in der Elbe. Dörfer und Höfe gehn in Flammen auf; das Häuflein der Deutschen ist in den Burgen zusammengedrängt, die stromab und stromauf von Meissen die Uferhöhen krönen. Meissen selbst fällt durch Verrat, Strehla wird vom Polenherzog Boleslaw Chrobry erobert und verbrannt. Wieder ein Menschenalter später siegt das Deutschtum an der mittlern Elbe endgiltig unter der straffen Staatskunst Heinrichs III. und mehr noch durch den von geistlichen und weltlichen Grundherren geförderten Zug der kerndeutschen Kolonisten. Das Dorf Lorenzkirch drüben auf dem rechten Elbufer, das sich Strehla gegenüber mit seiner weißen Kirche und dem roten Ziegeldächern stattlicher Gehöfte farbenfreudig die grüne Elbaue entlang zieht, enthält in seinem Namen wohl eine Erinnerung an diese Kolonisation. Der heilige Laurentius erscheint nämlich in Mitteldeutschland besonders da als Schutzpatron einer Kirche, wo ein Ort von niederdeutschen, insbesondere von flämischen Einwandern gegründet worden ist. Flämische Kolonisten aber sind im elften Jahrhundert allerwärts an den Gestaden der Elbe von Magdeburg bis in die Gegend von Mühlberg; besonders die geistlichen Herren bedienten sich ihrer zur Gründung deutscher Dörfer auf slawischem Boden. Lorenzkirch hält noch heute auf seinem weitgedehnten Anger alljährlich einen weitberühmten, namentlich von den Landleuten besuchten Markt ab, dessen Ursprung mit der alten kirchlichen Bedeutung des Platzes als Wallfahrtsort zusammenhängt. Ein wenig abwärts von Strehla und Lorenzkirch zieht sich eine interessante Felsklippe, der Rixstein, quer durch das Bett der Elbe. Die Phantasie des Volks ist geschäftig gewesen, ihn mit allerhand Sagen zu schmücken. Er ist das

steinerne Thor zu einem wunderbaren, unterirdischen Nixenschloß voll von Schätzen und Perlen. Aus ihm kommen in hellen Sommernächten öfters Nixen hervor und beteiligen sich als weißgekleidete Jungfrauen am Tanze im nahen Strehla. Aber kurz vor Mitternacht müssen sie in ihr feuchtes Element zurückkehren. Zwei verliebte Jünglinge, die zweien von ihnen durch die Elbwiesen nachschlichen, sahen noch, wie sie beim zwölften Glockenschlage die menschliche Gewandung von sich warfen und hohnlachend in die offene Pforte des Steins mit ihrem Fischschwanz hineinschlüpfen. Jahrelang soll auch die „hilfreiche Frau“ aus Strehla im Nixenstein verkehrt haben; sie wurde öfters des Nachts von einem Manne, der wie ein alter Schiffer aussah, aus ihrer Wohnung abgeholt und in den Stein geleitet, um kreisenden Nixen beizustehn, und danach reich belohnt entlassen. Später verriet sie thörichterweise ihr Geheimnis den Nachbarinnen und verlor dadurch ihre beste Einnahmequelle. Aber auch ungerufen kann ein Menschenkind in das Nixenschloß eindringen. Es muß nur ein Sonntagskind weiblichen Geschlechts sein und muß am 29. Februar nachts trocknen Fußes — gewöhnlich ist er um diese Zeit mit Eis bedeckt oder überflutet — an den Stein gelangen und dort anklopfen.

Die letzte Strecke sächsischen Landes zeigt links einen fruchtbaren Wiesenstreifen, rechts einen sandigen, mit dürftigen Kiefern bestandenen Dinengürtel; dann passiert das Schiff bei dem Orte Raßschhäuser die sächsisch-preussische Grenze. Nicht weit davon auf einer Anhöhe steht eine weithin sichtbare Steinsäule, die an einen der wichtigsten Momente der deutschen Geschichte erinnert. Hier überschritt am 15. Juni 1866 der preussische General Herwarth von Bittenfeld mit der Elbarmee den Strom, um durch Befezung Sachsens die Niederwerfung Osterreichs und damit die Lösung der deutschen Frage vorzubereiten. Es ist eine wunderfame Ironie der Weltgeschichte, daß fast an derselben Stelle dreihundert Jahre früher Karl V. die Elbe in entgegengesetzter Richtung überschritt, um durch Zertrümmerung des mächtigsten protestantischen Staats die Vorherrschaft eben dieses fremdländisch-katholischen Geistes im Reiche zu sichern, der 1866 endgiltig von der Teilnahme am Aufbau des deutschen Nationalstaats zurückgewiesen werden mußte. Der schlichte Wiesenplan der Domäne Borschütz wird zum grandiosen Schauplatz des Weltgerichts, wenn man die trennenden Schranken der Jahrhunderte und des Raumes in Faustische Nebel versenkend sich folgendes Bild vor die Seele stellt: Karl V., eine zarte, fast gebrechliche Gestalt mit fahler Hautfarbe, in goldschimmerndem Harnisch und burgundischer Feldbinde auf seinem Schlachtrosse, umgeben vom Herzog Alba und andern spitzbärtigen spanischen Granden, den venezianischen Gesandten, spanischen Arkebusieren, neapolitanischen Kirrissern und leichten italienischen Reitern begegnet nordwärts reitend den südwärts marschierenden blauen Bataillonen Wilhelms I., pommerschen Grenadieren und märkischen Landwehrleuten, geführt vom kriegerischen Adel desselben Brandenburger Landes, aus dem Karl V. nicht nur ein kleines Hilfskorps, sondern sogar den Kurprinzen beim Heere hatte. Welch einen verwunderten Blick mußte dieser, der nachmalige Kurfürst Johann Georg, mit seinem graubärtigen Epigonen Wilhelm, mußten Alba und Herzog Moriz mit Bismarck und Moltke austauschen!

Ein Volk aufplatternder Riebitze reißt uns mit lautem Geschrei aus unsrer Träumerei in die Wirklichkeit zurück und lenkt den Blick auf die Uferbüsche, aus denen die schwarzweißen Vögel, seit 1815 die berufenen Grenzer in diesen Gefilden, durch das Geräusch der Räder unsers Dampfers aufgeschreckt wurden. Da fällt uns ein grundsätzlicher Unterschied in der Bauweise der preussischen Schutzdämme gegen die sächsischen auf. In Sachsen wird der Strom

durch Dämme eingengt, die parallel zur Stromrichtung laufen, in Preußen baut man Paralleldämme nur da, wo das natürliche Ufer nicht hoch genug ist, um eine Überschwemmung tiefliegender Landstrecken zu verhüten, übrigens aber schiebt man, ähnlich wie an der Meeresküste, steinerne Buhnen rechtswinklig zur Stromrichtung gegen die Flut vor. Die sächsischen Strombeamten sind nicht wenig stolz auf das bessere Ansehen und die bessere Erhaltung ihrer Paralleldämme, die preussischen Buhnen dagegen gewähren, wie man sagt, der jungen Brut der Fische in dem zwischen ihnen liegenden Gewässer eher ein Asyl gegen die verderblichen Wellen der Raddampfer, die die Fischbrut auf den Strand schleudern.

Noch immer begleitet das bei jeder Biegung des Stroms wieder hervortretende Bild der hochragenden Akropolis von Strehla aus dustiger Ferne unsere Fahrt; nordwestlich davon erstreckt sich stundenweit ein dunkler Waldstreifen, der zu dem großen Sitzrodaer Forst hinüberleitet, in dessen Mitte weltvergessen das Städtchen Schilba schlummert, die Heimat der reizenden Schildbürgergeschichten und des genialen Feldherrn Gneisenau. Bei sinkender Sonne fährt unser Dampfer in den langen, schmalen Hafen von Mühlberg ein. Dieser ist eigentlich das alte Elbbett, das bis an die Stadt hinan schiffbar ist, weiterhin aber in einen sumpfigen Graben verläuft, seitdem vor fünfzig Jahren, um die Stadt vor Überschwemmungen zu behüten, von Löbnitz bis über Röttlitz hin ein neues Strombett eröffnet worden ist.

Mühlberg (zuerst 1228 urkundlich als Moleberch = Grenzburg genannt) gehört auch zu der Kette der Elbburgen, die wie Briesnig, Pesterwitz, Meissen, Zadel, Zehren, Boritz, Strehla, Torgau u. a. seit der Zeit der sächsischen Kaiser die rechts und links vom Strom sesshaften Slawen zu beherrschen bestimmt waren und zugleich eine Operationsbasis nach den Lausitzen hin bildeten. Doch gehört Mühlberg nicht zu den ersten Gründungen dieser Art und ist wohl auch nur von bescheidener Wichtigkeit gewesen. Interessant ist der heute noch erkennbare Grundplan der Stadt. Ihre nördliche Hälfte, die Altstadt, besteht aus dem rechteckigen Markte und den ihn umgebenden Straßen und ist von der südlich liegenden, an den Hafendamm angelehnten Neustadt durch einen Wall und doppelte Stadtgräben getrennt, ein Beweis dafür, daß die Neustadt erst angelegt worden ist, als die Altstadt schon mit einer vollständigen Befestigung umgeben war. Auch die Stadtherren waren verschieden: im Jahre 1295 saß in der Altstadt Otto der Jüngere von Fleburg (Eilenburg, Eulenburg), in der Neustadt dessen Vasallen, die Gebrüder von Pacl. Auch ein zeitgenössischer Berichterstatter über die Schlacht von Mühlberg (1547) spricht davon, daß damals „beide stettlein alles sampt dem Kloster rein ausgebrannt worden.“

Westlich vor der Altstadt lag die Burg, castrum Mulberg (1272), von der beide Städtlein den Namen haben. Sie war von quadratischem Umriß, durch Wälle und breite Wassergräben vor Feinden geschützt. Auf ihren Grundmauern steht jetzt das vom Herzog Moriz 1545 erbaute Schloß, ein schlichter Renaissancebau in anmutenden Verhältnissen mit quadratischem Hofe. Die tiefen Wassergräben sind längst ausgetrocknet, aus ihnen sind stattliche Bäume emporgewachsen, deren grüne Wipfel die weißen Erker und roten Dächer überragen; aber noch führt die schwere Bohlenbrücke (einst Zugbrücke) über den Graben zu dem dunkeln, mit Eisen beschlagenen Holztore, das dem Besucher geheimnistütend entgegenschaut. Ich traf in dem sonst so stillen Gemäuer ein merkwürdiges Treiben an. Die Kapellenthür, an der noch unter dem sächsischen Kirchute der verschlungne Namenszug eines Friedrich August prangte, war weit geöffnet, und aus dem kleinen Heiligtum, worin der Tradition nach einst

Johann Friedrich der Großmütige vor der Mühlberger Schlacht um Sieg gebetet haben soll, zogen buntgeschmückte Scharen fremdländischer Mädchen mit spizenbesetzten, weißen Hauben, rotseidnen Schürzen und grünseidnen Bändern im Haar — Wehrauchduft erfüllte den Raum, und hie und da kniete noch eine andächtige Veterin mit dem Rosenkranze —, es waren die zahlreichen polnischen Mägde der benachbarten großen Güter, die sich in der Mühlberger Schlosskapelle zu ihrem Gottesdienste zusammengefunden hatten. Ich mußte trotz des tiefen Friedens, den das ganze malerische Bild atmete, doch der wilden polnischen Spießreiter des Boleslaw Chrobry gedenken, die vor neun Jahrhunderten dieselben Gefilde mit Mord und Brand heimsuchten. Die heutige Invasion der Polen in die innersten Gebiete deutscher Kultur scheint bei weitem ungefährlicher zu sein, aber in Wahrheit giebt auch sie zu schweren Bedenken Anlaß. Ueberdies wandelt hier der Katholizismus auf flinken Sohlen: denn wir sahen alsbald den Herrn Kaplan und seinen Ministranten auf dem Fahrrad einteilen, vermutlich um noch anderwärts eine solche „fliegende“ polnische Gemeinde zu versorgen. — Die Bürgerhäuser Mühlbergs haben außer dem Erdgeschoß meist nur ein Stockwerk, einige zeigen noch hübsche Renaissanceportale; sehr viele haben an der Front einen uralten Weinstock, der die ganze Wand mit Grün umkleidet.

Am Neustädter Rathaus ist noch ein schöner, überaus künstlich gegliederter spätgotischer Giebel vom Jahre 1549 erhalten; dieselbe Giebelkonstruktion kehrt an einem zum Bezirke des ehemaligen Klosters Marienstern gehörigen Gebäude wieder. Dieses Kloster, an der Nordostecke der Altstadt, ist 1228 von zwei Brüdern aus der Familie Fleburg gestiftet und von Markgraf Heinrich dem Erlauchten von Meißen bestätigt worden. Es war ein Nonnenkloster des Cisterzienserordens und bot den zahlreichen unvermählten Töchtern des umwohnenden Adels, den Fleburg, Paet, Köckeritz, Maltitz, Heynitz, Carlowitz u. a. ein Asyl, den streitbaren und trunkfesten Männern dieser Häuser aber eine sichere Ruhestatt in geweihter Erde. Im Jahre 1539, beim Regierungsantritt Heinrichs des Frommen, drang die Reformation unter dem Einfluß der thatkräftigen Herzogin Katharina (einer Mecklenburgerin) auch in diese stillen Mauern. Aber die Nonnen von Marienstern waren anders gesinnt als die von Nimbschen, von denen eine dem großen Erzkezer sogar ihre Hand zum Ehebunde reichte: sie schleuderten zornentbrannt Fackeln in die bedrohte Kirche und in das Refektorium und waren nur schwer mit der neuen Zeit auszusöhnen. Heute ist aus dem Kloster Marienstern das Rittergut Güldenstern geworden, das noch zahlreiche Bauten des Klosters in sich schließt; vor allem aber ist die Klosterkirche erhalten, ein Bauwerk des romanisch-gotischen Übergangsstils aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, an den nach Westen zu ein späterer Bau mit einem in diesen Gegenden selten vorkommenden Backsteingiebel — nach Art der nordischen Gotik — angeschoben ist. Gegenwärtig betreibt man die Wiederherstellung der etwas in Verfall geratenen Kirche, auch der Kaiser hat aus seiner Privatschatulle ansehnliche Mittel dazu gespendet. Hoffentlich bleibt bei den geplanten Umbauten etwas von der Romantik des alten rosenbewachsenen Klosterfriedhofs erhalten, der in seiner gegenwärtigen Verwilderung ein stimmungsvolles Gehäuse der reichen mittelalterlichen Welt bildet, die dort und unter der Kirche selbst begraben liegt. Nur wenig Gedenksteine (1351 Äbtissin Tutta von Zlenburg, 1361 Friedrich von Maltitz, 1373 und 1376 die Brüder Otto und Johannes von Wettin, Burggrafen zu Gollffen) haben sich davon in der Kirche erhalten; andre sind, wie ich höre, bei den Umbauten zu Tage gekommen.

Der Mühlberger Stadtgeist offenbart sich aber nicht nur in diesen und andern alten Denkmälern, sondern auch im Wesen und Treiben seiner heutigen Bewohner. Ein rühriges, frohgemutes, selbstbewußtes Bürgertum, noch nicht verfälcht durch eingewanderte Arbeitermassen und, bei dem gänzlichen Mangel an Großindustrie, auch ohne tiefgreifende soziale Unterschiede erquickt hier den, der über die ganz andern und nicht bessern Zustände unsrer sächsischen Fabrikstädte oft bedenklich den Kopf geschüttelt hat. Die Mühlberger sind sich auch ihrer besondern Art bewußt, denn „bei uns in Mühlberg“ oder „wir Mühlberger“ hört man sie oft sagen. Gehoben wird dieses Bürgertum noch durch eine starlausgeprägte Liebe zur Heimat und durch einen gewissen historischen Sinn, der hier durch mancherlei geschichtliche Erinnerungen, besonders aber durch die seit Jahrhunderten fast unveränderten Verhältnisse des Handels und Wandels großgezogen worden ist. Diese Gesinnung äußerte sich in diesem Jahre in der Veranstaltung eines vom 6. bis 8. Juli abgehaltenen „Heimatsfestes,“ wozu alle in der Fremde weilenden Mühlberger eingeladen waren.\*) Ein solches Heimatsfest, das gelegentlich wohl auch schon anderwärts versucht worden ist, ist ein schöner Brauch; er ist entsprungen aus der natürlichen Regung des Herzens gegen die Folgen des großen internationalen Weltverkehrs und gegen eine gewisse Art moderner Vaterlandslosigkeit; er begegnet sich aber auch mit dem Zuge unsrer Zeit zum Volkstümlichen, der sich in den zahlreichen Vereinen für Volkskunde und dergleichen offenbart. Und wenn sich patriotisch gesinnte Männer, geistliche und weltliche Behörden den Kopf darüber zerbrechen, wie man an Stelle des modernen alkohol- und roheitschwangern Feiertagsradaus etwas den alten verschwundenen, harmlosen Volksfesten Entsprechendes neu erschaffen könnte, so mögen sie getrost den Gedanken der Heimatsfeste aufnehmen, der sich an die edelsten Seiten des Menschen wendet und den niedern Instinkten den Boden streitig macht.

Verbunden mit dem Mühlberger Heimatsfeste war eine Ausstellung von Altentümern, die von den Mühlberger Behörden, von den alteingewohnten Familien und dem Adel der benachbarten Güter gleichermaßen mit Erzeugnissen des ältern Kunsthandwerks, mit Kostümen und Schmuckgegenständen aus vergangnen Tagen, mit Pergamenturkunden, Briefen und Raritäten aller Art beschildet war. Der gedruckte Katalog wies über 1300 Nummern auf. Es sei fern von mir zu behaupten, daß die meisten oder auch nur eine größere Anzahl der ausgestellten Gegenstände für einen Fremden, der wertvollere und umfangreichere Sammlungen dieser Art kennt, sehenswert gewesen sei. Aber darauf kommt es auch gar nicht an. Der Wert dieser Ausstellung liegt vorzugsweise in dem Nutzen, den sie den Mühlbergern selbst und namentlich den Ausstellern gebracht hat: Hunderte von Menschenseelen sind hier einmal nachdrücklich auf Wesen und Wert der Vergangenheit hingewiesen worden, für Hunderte hat sich durch Beachtung und Betrachtung eines alten Zimkrugs oder eines alten Schnitzwerks oder eines alten Kleides, das bisher verachtet im staubigen Winkel der Bodenkammer lag, oder durch Auffrischung einer alten Familientradition ein Band geknüpft hinüber zu Großvater und Urgroßvater, das sie mitten unter den Wirrsalen der Gegenwart, oft ohne daß sie es merken, festhält an dem geschichtlich Gewordenen, an dem Streben, das Be-

\*) Bei dieser Gelegenheit ist auch eine 35 Quartseiten umfassende Festschrift: Geschichte und Denkmäler der Stadt Mühlberg a. E. von W. Ehrke, Diakonus, erschienen, die eine mit Sachkenntnis, Geschmac und Wärme geschriebne Heimatskunde der Stadt enthält. Diese Schrift kann nach Ton und Inhalt geradezu als ein Muster für derartige Publikationen bezeichnet werden.

stehende soweit als möglich zu erhalten. Und überdies bot die Mühlberger Ausstellung auch dem verwöhntern Fremdling wenigstens eine interessante Abteilung: die Sammlung von Studien und Bildern des bekannten Schwarzwalddmalers Wilhelm Hafemann, der (geb. 1851) ein Mühlberger Kind ist. Er hat zwar die Heimat verlassen, und sein Pinsel verherrlicht jetzt die Tannen und die Bauern des Kinzigthals, aber die Lust zur Kunst ist ihm doch in seiner malerischen Heimat aufgegangen, und die ersten Bilder, die er schuf, stellen Szenen aus dem Mühlberger Leben und Typen aus der Mühlberger Bevölkerung dar.

Wer die intimsten Kundgebungen des Mühlberger Stadtgeistes genießen will, muß auch einmal einen Abendschoppen im Ratskeller einnehmen. Dort kam ein redseliger Alter an unsern Tisch, weil ihm, wie er selbst bekannte, die Neugierde, zu erfahren, wer wir wären, fast das Herz abbrückte. Wir beharrten aber trotzig auf unserm Infognito, obwohl er sich als Veteran aus dem amerikanischen Bürgerkriege (1861 bis 1864) auf die „allgemeinen Menschenrechte“ und schließlich auch auf die Aufklärung Friedrichs des Großen berief. Als auch diese historischen Reminiszenzen uns unser Geheimnis nicht entlockten, zeigte er sein wahres Herz und brach uns „Überstrelaischen“ gegenüber in einen begeisterten Lobpreis seiner Vaterstadt aus, an der er als weltbefahrner Mann dreierlei rühmte: erstens, sie habe zwar ein Amtsgericht, aber Gott sei Dank keinen Rechtsanwalt; ein solcher müsse in Mühlberg verhungern, da die Bürger alles untereinander schlichteten; zweitens, Mühlberg habe weder eine Fabrikesse noch einen Bahnhof; und drittens, ein einziger Gemeinbediener genüge, Sicherheit und Ordnung in der Stadt bei Tag und Nacht aufrecht zu erhalten, und dieser habe seit länger als einem Jahre keinen Menschen festgenommen.

Meidisch verließen wir nach solchen Eröffnungen den gastlichen Ratskeller und wanderten beim Silberscheine des Mondes durch die stillen Gassen unserm stillen Gasthause zu. Dampfpfeife, Eisenbahn und geschwärzte Gesichter müder Fabrikarbeiter lagen wie ein böser Traum hinter uns. Wir schloffen sanfter und friedlicher als seit langer Zeit, und auch am Morgen weckte uns nicht die „Elektrische,“ sondern das harmlose Gezänk des Gänserichs mit dem Hofhunde. Glückliches Mühlberg!



## Im Kampf ums Leben

Erzählung von Johann Skjoldborg



Noch oben in Zütland, dort wo die Wogen des Stageraks unaufhörlich ans Ufer schlagen, ziehn sich ins flache Land hinein langgestreckte, wellenförmige Hügelketten von Flugsand, die seit Jahrhunderten dort angeschwemmt und zusammengeweht worden sind. Von den ebenen Flächen zwischen diesem Sandgebirge steigt der Rauch aus einsam liegenden Hütten auf, und dort zieht der Pflug des „Nybyggers,“ des sich neu ansiedelnden Bauern, seine Furchen.

Von Urzeiten her liegt dort unbebautes Land für jungen Mut und junge Grenzboten IV 1901